

Nr. 144. Bromberg, den 12. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XXX.

Orpps erste Aufgabe als Privatsekretär war eine Angelegenheit von sehr verschwiegener Art: er wurde mit den Nachforschungen nach Erla Rickenbach betraut. Schon während der Reise hatte ihm Jan alles Erforderliche mitgeteilt, und obgleich Orpp wohl erkannte, daß ihm mancherlei verschwiegen wurde, stellte er keine verfänglichen Fragen. Jan war ihm dankbar dafür.

Orpp erwies sich wirklich als ein fixes Kerlchen: in anderthalb Tagen erfuhr er alles, was über Erla Rickenbach in Erfahrung zu bringen war. Er hatte alles aufgestöbert, was in letzter Zeit an Ärgernissen und Prüfungen über die Rickenbachs hereingebrochen war. Er berichtete von den enteigneten mexikanischen Ölfeldern, dem Zusammenbruch Johannings und der mißlichen Lage Rickenbachs bei der Brandenburgischen Tiefbau-Aktien-Gesellschaft.

Jan hörte verwundert und mit offenem Munde zu. „Die Leute sind also nicht reich?"

„Sie waren reich, oder sagen wir: sie waren wohlhabend. Genaue Angaben kann ich leider nicht machen, jedenfalls aber ist Rickenbach sehr gut über die Geldentwertung hinweggekommen und konnte es sich leisten, auf recht großem Fuß zu leben. An seinem Zusammenbruch sind Zufälle schuld, für die ihn kein Mensch verantwortlich machen kann."

Jan stand auf und wanderte ein paarmal in seinem Hotelzimmer hin und her. Ganz neue Möglichkeiten öffneten sich ihm. Er blieb am Fenster stehen und blickte starr auf die „Linden" hinunter, aber er sah nichts; vor seinen Augen stand deutlich das Bild jenes von Zwielicht erfüllten Zimmers, in dem er Erla Rickenbach gesehen hatte. Sie war **nicht** reich! Tausend Fragen drängten sich ihm auf. Eine wunderliche Erregung, die wie ein Glücksrausch über ihn herfiel, nahm ihn gänzlich gefangen. Er fürchtete, seine Gesichtsmuskeln nicht ganz in der Gewalt zu haben, und deshalb wandte er sich nicht um, als er fragte: „Und die Tochter, lieber Orpp? Was ist mit der?"

„Fräulein Erla Rickenbach war verlobt mit Herrn Jörgen von Fehr . . ."

Jan fuhr auf den Absätzen herum. „**War** verlobt?"

„Jawohl sie war! Kurz nach dem Zusammenbruch ging auch das Verlöbnis mit Fehr in die Brüche."

Jan machte ein entgeistertes Gesicht. „Wissen Sie Näheres?"

Orpp blieb unentwegt sachlich. Nur sein gesundes Auge blinzelte Jan fröhlich an. Er leistete sich nicht einmal die Genugtuung, darauf hinzuweisen, daß **er** diesen Herrn von Fehr richtiger eingeschätzt hatte. „Man sagt Herrn von Fehr nach, er sei ein Betrüger . . ."

„Sie müssen deutlicher sein, lieber Orpp! Mit einem ‚man sagt' kann ich nichts anfangen."

„Nun, Herr von Fehr schmuggelte sich mit Schwindeleien bei den Rickenbachs ein. Er erzählte Märchen von seiner geschäftlichen Beteiligung an einer großen Sportwerft in Chikago."

„Die hat er mir auch erzählt!"

„Weil er die Zugkraft der Geschichte ausgeprobt hat! Übrigens besteht die Werft wirklich, sie gehört auch seinem Bruder — soweit stimmt alles; und nur die Teilhaberschaft unseres Bekannten ist ein Märchen. Er und sein amerikanischer Bruder sind schon seit Jahren einander spinnefeind."

„Schöne Bescherung!" sagte Jan sehr gekränkt und sah seine fünftausend Dollar im Geiste auf Nimmerwiedersehen davonschwimmen. Er ging zu seinem Sessel zurück und ließ sich nieder. „Woher wissen Sie das alles, Orpp? Wer hat Ihnen mit allen diesen Heimlichkeiten aufgewartet?"

„Ein Fräulein Herting, die bis vor etlichen Wochen Angestellte bei Rickenbach war. Ich hatte das Glück, die Bekanntschaft dieser sehr angenehmen, jungen Dame zu machen. Bei einer Tasse Kaffee unterhielten wir uns, und da es ihr augenblicklich nicht gut geht — sie ist nämlich stellungslos — und da sie für ihre schwierige Lage Herrn von Fehr verantwortlich macht, war es leicht, alles Wissenswerte aus ihr herauszuholen. Ich habe ihr auf gut Glück zu verstehen gegeben, daß es nicht unmöglich sei, ihr eine neue Stellung zu verschaffen. Damit gewann ich sie mir vollständig. Vielleicht denken Sie gelegentlich an die junge Dame, sie scheint sehr anstellig zu sein."

„Gewiß, Orpp! Gewiß! Wir werden sie nicht vergessen. — Aber Sie wollten mir von Fräulein Rickenbach erzählen!"

„Ja. Fräulein Rickenbach ist Reisesekretärin bei einem Pferdehändler . . ."

Jan fuhr auf: „**Was** ist sie?"

„Sie haben mich richtig verstanden: bei einem Pferdehändler! Der Mann heißt Szamtes und wohnt in Halensee. Allerdings scheint es, als sei die „Reisesekretärin" nur das Firmenschild nach außen hin. Mancherlei Anzeichen sprechen dafür, daß Fräulein Rickenbach die Geliebte eines Grafen Arkany ist."

Es gelang Jan, ein ruhiges Gesicht zu bewahren, aber er mußte für ein paar Sekunden die Augen schließen. Was er von Orpp erfuhr, war zu viel an Erschütterungen für eine einzige Stunde.

„Hoffentlich können Sie mir auch die Gründe für Ihre Behauptung mitteilen, Orpp?"

„Selbstverständlich! — Wie Fräulein Rickenbach zu diesem Szamtes gekommen ist, weiß ich nicht. Ob sie ihn oder den Grafen Arkany von früher kannte, war leider nicht zu erfahren. Szamtes vertritt nämlich hier in Berlin geschäftlich das Arkanysche Gestüt, das sich irgendwo in Ungarn befindet. Kurzum — eines Tages nahm Fräulein Rickenbach die Stellung bei Szamtes an. In Begleitung ihres Chefs reiste sie sofort nach Ungarn ab und blieb dort vierzehn Tage — als Gast des Grafen . . ."

„Aber das sind doch keine Beweise, Orpp!"

„Sie müssen mich aussprechen lassen!"

Jan lehnte sich, auf alles gefaßt, in seinen Sessel zurück.

„Seit Fräulein Rickenbach wieder in Berlin ist, empfängt sie jeden Tag einen Blumengruß des Grafen, oder genauer gesagt: zwei Blumengrüße. Ein Strauß steht jeden Morgen in ihrem Arbeitszimmer bei Szamtes; der andere erwartet sie, wenn sie nach Hause kommt."

„Sehr rührend!"

„Ja, **sehr** rührend! Der Herr Graf läßt sich seine Liebe 'was kosten. Die Blumenhandlung am Kurfürstendamm, die telegraphisch beauftragt ist, die Blumen zu liefern, macht an diesem Kunden gute Geschäfte." Orpp lachte. „Ich an Stelle Fräulein Rickenbachs ließe mir lieber das Geld für die Blumen auszahlen. Sie hätte es dann nicht nötig, Sekretärin zu sein. Das heutige Gebinde sah ich in ihrem Zimmer bei Szamtes stehen: ein Korb violetter, rötlich und gelb gefleckter Orchideen. Das ist nicht

billig. Es gab mal eine Zeit, wo auch ich dergleichen verschenken konnte. Ich spreche also aus Erfahrung."

„Sie haben Fräulein Rickenbach gesehen und gesprochen?" fragte Jan mit heimlichem Neid.

„Leider nicht. Zufällig war sie nicht anwesend. Nur mit Szamtes sprach ich. Er wollte mir zwei Wagenpferde verkaufen, und ich habe ihm meine Entscheidung für übermorgen in Aussicht gestellt."

„Sie sind ein Tausendsasa, Orpp!"

Eine bescheiden abwehrende Handbewegung wies das Lob zurück. „Es ergab sich alles von selbst. Verdienste sind nicht dabei. — Aber ich bin mit meinem Bericht über Fräulein Rickenbach noch nicht zu Ende. Ich habe nämlich noch etwas entdeckt, was gegen die Annahme spricht, sie sei die Geliebte des Grafen Arkany."

Jan hob sehr gespannt den Kopf.

„Die Verantwortung für die Wahrheit der Liebesgeschichte trägt der Pferdehändler. Er scheint sogar von der Wahrheit überzeugt zu sein, und die zwiefachen täglichen Blumengrüße geben ihm möglicherweise recht. Ein anderer Umstand hingegen straft ihn Lügen."

„Welcher Umstand?"

„Fräulein Rickenbach sucht ohne sein Wissen eine neue Stellung."

„Ach!"

„Das ist sehr wichtig! Wäre sie nämlich Arkanys Geliebte, so säße sie doch bei Szamtes sehr warm, und brauchte sich nach keiner Veränderung zu sehnen. Und darum neige ich, ohne die Dame freilich zu kennen und beurteilen zu können, der Ansicht zu, daß sie vor den gräflichen Liebesbeteuerungen fliehen will."

„So wird es sein, Orpp! Natürlich, so wird es sein! — Woher haben Sie übrigens Ihre Kenntnisse von der Stellungsuche bezogen?"

Orpp rieb sich mit dem Zeigefinger das glattrasierte Kinn. „Das ist ein bißchen heikel und nicht ganz sauber. Also — Szamtes ließ mich warten, und sein Wartezimmer ist gleichzeitig Fräulein Rickenbachs Arbeitszimmer. Da saß ich und langweilte mich. Zunächst betrachtete ich mir die Orchideen, und als ich genug betrachtet hatte, wurde ich zudringlicher. Halten Sie mich bitte nicht für einen gewerbsmäßigen Einbrecher, lieber Fock, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich Fräulein Rickenbachs Schreibtisch gewaltsam einer Untersuchung unterzogen habe. Die Schubfächer waren zwar verschlossen; Sicherheitsschlösser dieser Art aber lassen sich fast mit jedem Schlüssel öffnen, den man gerade zufällig in der Tasche hat. Alles ging sehr leicht, schnell und geräuschlos. Das Ergebnis enttäuschte zunächst, denn ich fand im Schreibtisch nur Zeitungen . . ."

„Was für Zeitungen?"

„Berliner Blätter. Der Anzeigenteil war aufgeschlagen und zwei oder drei Stellenangebote waren blau angekreuzt. Außerdem lag ein angefangenes und versehentlich beklecktes Bewerbungsschreiben daneben."

„Ich wiederhole Ihnen, Orpp: Sie sind ein Tausendsasa!"

„Fräulein Rickenbach sucht einen Posten als Sekretärin für fremde Sprachen. Scheinbar spricht sie Englisch und Französisch."

Da schnellte Jan, aufgescheucht von einem glänzenden Einfall, aus seinem Sessel empor. „Orpp! Hören Sie! Wir stellen Fräulein Rickenbach ein! Wir müssen sofort Anzeigen in die Blätter setzen lassen, große auffällige Anzeigen, eine halbe Seite . . ."

„Na — eine Achtelseite wird's auch tun!"

„Schön! Mindestens eine achtel! Veranlassen Sie das gleich, Orpp! Morgen früh müssen die Anzeigen erscheinen! Sekretärin gesucht! Englisch und Französisch! Sehr hohes Gehalt! Das muß sie locken! Kurze Arbeitszeit! Schreiben Sie, was Sie wollen, Orpp, aber Fräulein Rickenbach muß darauf reinfallen!"

„Gut!" erwiderte Orpp. „Ich werde das machen!"

Jan rieb sich die Hände und sah Orpp strahlend an. Er nickte mehrmals und freute sich in diesem Augenblick zum ersten Male von ganzem Herzen seines Reichtums.

„Gibt es sonst noch etwas, Orpp?"

„Nein, das ist alles."

Jan mußte wieder im Zimmer hin und herlaufen, um seine Erregung zu beschwichtigen. Orpp blätterte in seinem Notizbuch und bemerkte nach einer Weile: „Übrigens habe ich auch wegen eines Hauses Erkundigungen eingezogen, und ich kann Ihnen ein paar Vorschläge machen."

„Auch das haben Sie schon erledigt? — Also, schießen Sie los!"

Orpp las aus seinem Notizbuch ab: „Da ist zunächst eine Zehn-Zimmer-Villa in der Rauchstraße . . ."

„Wo ist das? Ich kenne Berlin nicht so genau."

„Tiergartengegend."

„Mitten in der Stadt? Nein!"

„Dann habe ich etwas im Westen, Zehlendorf, acht Zimmer . . ."

„Mir wäre ein Wassergrundstück am liebsten, Orpp, und ein Garten, wo man gehörigen Auslauf hat. Haben Sie so etwas auf Ihrer Liste?"

„Ja. Wannsee, zwölf Zimmer, Gärtnerwohnung, sehr großer Park, unmittelbar am Wasser und unverschämt teuer, die Einrichtung muß zum Teil mit übernommen werden und außerdem . . ."

„Ist noch ein Aber dabei?"

„Ja: Sie müssen außer den Möbeln auch die Besitzerin mit übernehmen."

„Machen Sie keine Witze, Orpp!"

„Ich spreche ganz im Ernst. Die jetzige Besitzerin, Frau von Dahlquist, Exzellenz, Witwe eines ehemaligen mecklenburgischen Ministers, will das Haus nur verkaufen, wenn ihr erlaubt wird, zwei Zimmer des Obergeschosses bis an ihr Lebensende zu bewohnen."

„Kaufpreis?"

Orpp räusperte sich. „Eine Viertelmillion."

„Viel Geld!"

„Ja, aber wir würden schachern können, wenn wir das Geld bar hinlegen."

„Wie groß ist der Park?"

„Rund viertausend Quadratmeter."

„Welchen Eindruck haben Sie von der Frau?"

„Ich habe nur telephonisch mit ihr gesprochen."

Jan überlegte einen Augenblick. „Gut! Fahren wir nach Wannsee und sehen wir uns die Witwe mit dem Wassergrundstück an."

Orpp klappte sein Notizbuch zusammen und erhob sich.

(Fortsetzung folgt.)

Stefan George.

Zu seinem 60. Geburtstag am 12. Juli 1928.
Von Professor Dr. Gert Buchheit.

Noch stehen unserer Erinnerung die Jahre nahe, die uns gereift haben. Es waren die Zeiten, da das Deutschland der großen Städte, der Fabriken, Kasernen, Banken und Arbeiterorganisationen entstand; da die Naturwissenschaften die letzten Bollwerke der Philosophie und der Religion zertrümmerten und die neuen politischen und sozialen Ideen zu gefährlichen Energien heran reiften; da der Naturalismus siegestrunken seine letzten extremen Trümpfe ausspielte und damit jenen kläglichen Rest von Idee preisgab, der seinen Frühling einst so beglückend klar und natürlich gemacht hatte. Denn er beraubte die Dichtung ihrer schöpferischen Naivität und lieferte sie vollends der Herrschaft der Materie aus. Damit sank die Poesie, die „Muttersprache des Menschengeschlechts", zur Tagesliteratur herab. Das Experiment, die Analyse, das System traten an ihre Stelle. Zwar hörte man vereinzelte Rufe, die vor den Gefahren warnten, in welche die Uebersteigerung des Materialismus führen mußte. Aber ungehemmt wogte der Strom durch das uferlose Bett dahin und riß in seinen seichten, heimtückischen Fluten alles mit sich fort.

Da ward es Zeit, daß einer kam, der streng gegen sich und andere der entgötterten Zeit ein Halt entgegen rief, ihre Kräfte neu orientierte und sie energisch zurück riß von ihrer falschen Bahn.

Dieser eine war Stefan George. Magisch angezogen von den Erinnerungen an das römische Imperium, die ihm die rheinische Heimat bot, umfriedet von der maßvollen ländlichen Ruhe eines natürlichen Volkes und getrieben von der Sehnsucht nach der Einheit griechischer Lebensführung, hatte der Dichter zunächst nur für sich und seinen engeren Freundeskreis seine ersten Gedichte niedergeschrieben. Denn wenn er mit der dröhnenden Gewalt des Wortes allein seiner stillosen Zeit entgegentreten wollte, mußte er wohl zuerst aus sich selber ein Geheimnis machen. Wie wäre es auch sonst möglich geworden, daß ein einzelner Mensch, umgeben von allem Kleinlichen, was das durchschnittliche Leben dem Geiste auferlegt, eine andere, eine jenseitige Welt errichtet, erhaben über das Niedrige und fremd dem Gemeinen. Denn so mußte Stefan George dem Menschen um 1900 erscheinen, als er zum ersten Male an die Oeffentlichkeit trat. Überzeugt von der Notwendigkeit einer Auflehnung gegen das naturalistische Dogma und entschlossen, gegen die widrige Vermengung von Geist und Geld, von Kunst und Geschäft zu Felde zu ziehen, veröffentlichte er, fast einunddreißigjährig, 1899 zugleich mit seinen bisherigen Dichtungen sein in den „Blättern für die Kunst" niedergelegtes Programm.

Es verkündete: Besinnung auf das Wesentliche, Reinigung der geschändeten deutschen Sprache und Heranbildung einer

neuen Jugend, die „im Leiblichen und Geistigen nach schönen Maßen sucht", die ihr Volkstum groß und nicht im beschränkten Sinne eines Stammes auffaßt, einer Jugend, „auf die ein Strahl von Hellas fiel". Damit wurde eindeutig gegenüber jeder weltanschaulich gebundenen Dichtung die Selbstherrlichkeit, die Autonomie der Kunst proklamiert, über die fortan nicht mehr der Sinn entscheidet („sonst wäre sie etwa Weisheit, Gelehrtheit"), sondern einzig jenes tief Erregende in Maß und Klang, wodurch zu allen Zeiten die Ursprünglichen, die Meister, sich von den nachfahrenden Künstlern zweiter Ordnung unterschieden haben. Man hat dieser unerschütterlich folgerichtigen Erneuerung der Form den Vorwurf des Aesthetizismus gemacht, ohne zu bedenken, daß mit dem Sinn für das heilige Maß die Schönheit selbst rein und unverfälscht emporwuchs. Denn Zeile um Zeile, Strophe um Strophe prüfte George seine Worte nach ihrem Gehalt, nach ihrer symbolischen Kraft, nach ihrer lautlichen Wirkung.

Und dies ist das Unsterbliche an seinem Werk: daß er der Auflösung der strengen Form, wie sie nach Goethes Vorbild die Romantiker, Heine und in ganz neuer Weise Arno Holz erstrebten, die unumschränkte Herrschaft des Künstlers über den Stoff, den restlosen Sieg der Form über das zu Formende entgegensetzte und so die deutsche Dichtung vor dem Zerfließen, vor dem ungebändigten Chaos bewahrte, das am Ende jeder nur musikalischen Lyrik steht. Denn erst nachdem er dies erreicht hatte, nicht durch Lehre und Weisheit allein, sondern durch die schöpferische Tat, durfte George weiterschreitend die großen Lebensformen der Geschichte (Griechentum, ritterliches Mittelalter, Morgenland) als Urbilder der Menschheit verehren und verehrend neu gestalten. Bis er schließlich nach längerem Schweigen im „Siebenten Ring" als Richter der Zeit auftrat und aus leidenschaftlichem Glauben heraus der Entartung des Lebens das Ideal eines höheeren „geweihteren Lebens" entgegenstellte. Schien doch das Nahen der Katastrophe gewiß, die europäische Gesellschaft zum Untergange reif, da sie, im Irrwahn des Bruderkampfes befangen, von der „Humanität über die Nationalität zur Bestialität" schritt. Doch nicht Resignation konnte Georges Aufgabe sein, nicht verzeihendes Abwarten und Beschönigen. Es galt, die bürgerlich satte Seelenlosigkeit, die nihilistische Gestaltlosigkeit zu überwinden und ein mahnendes und wegweisendes Vorbild von dem neuen deutschen und europäischen Menschen aufzurichten, der „wieder Mensch und Ding mit echten Maßen mißt", der „die Verlaufenen heim geißelt ins ewige Recht, wo Großes wiederum groß ist, Herr wiederum Herr, Zucht wiederum Zucht."

1921 erschienen seine „Drei Gesänge". Vom „Dichter in Zeiten der Wirren" heißt es darin:

> Wenn der Eroberer dann mit Raub und Brand
> Hineinstürmt und ins Joch zwingt Mann und Weib,
> Ein Teil wutschäumend seine eigne Schuld
> Abwälzend auf den andern lädt, ein Teil
> Entbehrungsmüde sich um die Brocken balgt,
> Die ihm der freche Sieger vorwirft, johlend
> Und tanzend sie betäubt, am Riste leckt,
> Der tritt und schlägt: Er fernab fühlt allein
> Das ganze Elend und die ganze Schmach.

Und dieser Dichter läßt dann sein „Lied an die Toten" ertönen, das alles in sich faßt, was in dieser Schicksalszeit Deutsche metaphysisch bewegen kann:

> Wenn einst dies Geschlecht sich gereinigt von Schande
> Vom Nacken geschleudert die Fessel des Fröners
> Nur spürt im Geweide der Hunger nach Ehre:
> Dann wird auf der Walstatt voll endloser Gräber
> Aufzucken der Blutschein . . . Dann jagen auf Wolken
> Lautdröhnende Heere, dann braust durch Gefilde
> Der schrecklichste Schrecken, der dritte der Stürme:
> Der Toten Zurückkunft!
>
> Wenn je dieses Volk sich aus feigem Erschlaffen
> Sein selber erinnert der Kür und der Sende:
> Wird sich ihm eröffnen die göttliche Deutung
> Unsagbaren Grauens . . . dann heben sich Hände
> Und Münder ertönen zum Preise der Würde.
> Dann flattert im Frühwind mit wahrhaftem Zeichen
> Die Königsstandarte und grüßt, sich verneigend,
> Die Hehren: die Helden!

George als Erzieher! Ich wüßte keinen besseren Lehrer der Deutschen. Denn wenn Konsequenz und Tapferkeit im Geistigen, wenn Selbsteinsatz ohne Rücksicht auf das Murren der Masse, wenn Kampf gegen die übermächtigen faszinierenden Uebel der Zeit, wenn Wahrung und Bewahrung des Ewigen im Geschichtlichen einen Deutschen gerade heute zum Vorbild der Jugend machen, dann ist der Dichter Stefan George der bedeutendste, d. h. vorbildliche Lehrer. Wie ein Fanal in eine neue Zeit steht seine Gestalt am Horizont, streng und dennoch gütig, — und auf ihn gerichtet die Blicke aller derer, in denen sein Wort ein tieferes Leuchten entzündete.

Geiz und Witz.

Eigenschaften der Aberdonier.

Jedermann ist stolz auf seine Verdienste, und Städte rühmen sich der Tugenden ihrer Bewohner. Aber eine Stadt gibt es, die durch ihre Untugend berühmt geworden ist und laut und freudig aller Welt von dem Gebrechen ihrer Einwohner Mitteilung macht. Aberdeen in Schottland, die Granitstadt, ist unerschöpflich in der Erfindung neuer Witze und Anekdoten über den Geiz ihrer Bürger. Dem Schotten wird überhaupt nachgesagt, daß er die Hand auf der Tasche zu halten versteht. Wenn daher bemerkt wurde, daß im 18. Jahrhundert Aberdeen die eigentliche Hauptstadt Schottlands sei, so trifft das sicherlich für die nationale Schwäche der Schotten zu. Die Silberstadt am Meer, wie ein romantisches Gemüt unsere Stadt genannt hat, schämt sich keineswegs ihres übertriebenen Sparsinns. Der Aberdonier selbst erfindet die meisten Aberdeen stories und läßt sich mit Vergnügen in seinem Theater neue Geschichten erzählen. Ein paar Proben:

Ein Aberdonier, der Besitzer eines Kinos, kommt nach London. Natürlich sieht er sich ein wenig nach den Geschäftsmethoden seiner Berufsgenossen in der Hauptstadt um. Dabei findet er an einem Lichtspieltheater folgende einladende Reklame: „Leute über 60 Jahre haben völlig freien Eintritt." Als der Aberdonier nach Hause kam, schmückte er sein Kino mit dem Plakat: „Leute über 90 Jahre, wenn von ihren Eltern begleitet, haben freien Eintritt."

Derselbe Herr fiel auf der Heimreise von London nach Schottland seinen Mitreisenden dadurch auf, daß er auf jeder Station ausstieg und oft mit Mühe vor Abfahrt des Zuges sein Abteil wieder erreichte. Schließlich wurde er befragt, was er denn tue. Er erklärte, er kaufe sich immer nur Teilfahrscheine zur nächsten Station aus Besorgnis, es möchte ihm unterwegs ein tödlicher Unfall zustoßen.

In Edinburgh war einst eine Verkehrsstockung: ein Pferd wollte sich nicht von der Stelle bewegen. Schließlich wurde es mit Hilfe der Feuerwehr fortgeschafft. Unter seinem Huf fand sich eine Schillingmünze. Das Pferd stammte aus Aberdeen.

Drei Männer tranken zusammen Whisky. Sie wurden abgerufen, und als sie zurückkehrten, fand durch Zufall ein jeder eine Fliege in seinem Glas. Der Mann aus Glasgow entfernte sie mit einem Teelöffel, der aus Edingburgh nahm den Finger, der Aberdonier aber drückte die Fliege über dem Glas aus.

Einst starb ein Mitglied einer Bridge-Gesellschaft. Die übrigen drei hegten den sonderbaren Aberglauben, daß der Verstorbene im Jenseits Geld benötigen möchte. Zwei legten je eine Pfundnote in den Sarg, der Aberdonier aber schrieb einen Scheck über drei Pfund und nahm die zwei Pfund Bargeld als Wechselgeld.

Ein Jude war zufällig bei einem Gottesdienst in einer Kirche in London zugegen. Als am Ende eine Kollekte erhoben wurde, fiel er vor Schreck in Ohnmacht. Zwei Männer sprangen herbei und trugen ihn fort. Es waren Aberdonier.

Ein Aberdonier machte eine Ferienreise. Er trug ein dunkelgrünes Hemd und steckte eine Pfundnote in seine Brieftasche. Beide hat er während der Reise nicht gewechselt.

Ein anderer ließ sich von seinem Freund in Glasgow für die Ferien einladen. Nachdem er dort 14 Tage lang glänzend bewirtet worden war, mußte er leider abreisen. Auf dem Weg zum Bahnhof schlug der Freund einen Abschiedstrunk vor. Der Aberdonier wehrte ab: „Du hast schon so viel bezahlt, diesmal wollen wir darum knobeln." Das Schicksal wollte, daß auch diesmal der Gastfreund bezahlen mußte. Von Dankbarkeit übermannt, versprach der Aberdonier, ihm ein Huhn zu senden. Lange wartete der Mann auf das Huhn, aber vergebens. Als er später einmal seinen Freund in Aberdeen traf, fragte er ihn, wo das Huhn geblieben sei. „Es war inzwischen wieder gesund geworden", war der Antwort.

Während seines Aufenthalts in Glasgow hatte unser Aberdonier noch ein Abenteuer. Er sah vor einem Wirtshaus ein Schild: „Hier erhalten Sie Whisky zu Ihrem eignen Preis." Er ging sofort hinein und bot 5 Pfennig für eine Flasche dieses schottischen Nationaltranks. Der Wirt bat ihn, nicht unbillig zu sein, so sei sein Angebot nicht gemeint usw., aber alles war vergebens. Der Aber-

donier holte einen Polizisten herbei, der ihm schließlich recht gab. Draußen tranken die zwei den Whisky zusammen aus. Am Bahnhof bei der Abreise traf der Aberdonier seinen Polizisten wieder. „Was der Wirt für ein dummes Gesicht gemacht hat, als er seinen Whisky so billig verkaufen mußte", erinnerte ihn der Polizist. „Aber Sie hätten ihn erst sehen sollen, als ich am nächsten Tag wiederkam und für die leere Flasche 10 Pfennig verlangte."

Der Mann, der eine Faser suchte.

Von Ralph E. Juar.

Edisons Auftrag. — Dreißig Jahre Wanderschaft. — Die Juwelen des Wandersmanns. — Auf Flaschen gezogene Flüsse der Welt.

Es war an einem schönen Maimorgen. Ein leichtes Wägelchen, mit einem Pferdchen davor, wie es noch in den achtziger und neunziger Jahren große Mode war, fuhr auf den Schulhof in Maplewood, New-Jersey. Der Mann, der das Wägelchen lenkte, sprang heraus und ging geradezu in die Schule, wo ein rüstiger Pädagoge sich und seine Schutzbefohlenen mit allerlei nützlichen Dingen quälte. Der Fremde bat den Lehrer, sich in seiner Arbeit nicht stören zu lassen, er habe Zeit, möchte aber nach der Schulstunde mit ihm sprechen. Nachher entspann sich folgendes Gespräch: „Sind Sie nicht der Schulmeister, der im letzten Sommer Rußland zu Fuß durchwanderte?" — „Ja, der bin ich." — „Ich habe auch gehört, daß Sie durch ganz Labrador gewandert sind." — „Stimmt auch." — „Wollen Sie für mich größere Wanderungen unternehmen?" — „Ja, ganz gerne, aber Sie wissen, ich kann die Schule nur im Sommer verlassen." — „Schön, dafür lassen Sie mich sorgen. Kommen Sie jetzt mit mir in mein Laboratorium und ich werde Ihnen alles erklären." — Der Fremde war kein anderer als Edison, der große Erfinder, der Schulmeister jedoch Ricalton, der größte Wanderer der Welt, der im Auftrag Edisons auszog, um eine Faser zu suchen. Edison glaubte damals noch, daß ein gutes elektrisches Licht nur mit Hilfe einer ganz besonderen Pflanzenfaser hervorgezaubert werden könne. Und diese Wunderfaser sollte ihm Ricalton herbeiholen. Er vermutete, daß irgend eine Bambusfaser das Richtige für ihn sein würde, noch aber hatte er unter den ihm zur Verfügung stehenden Bambusrohren nichts Passendes entdeckt.

„Gehen Sie in die tropischen Wälder Afrikas, Indiens, gehen Sie nach Hinterindien, Afrika, oder Mittel- und Südamerika, suchen Sie überall da, wo es Bambus gibt, und haben Sie das gefunden, was ich brauche, so telegraphieren Sie das Wort „Eureka", und senden eine Probe an mich ab." — Das war der Auftrag, den Ricalton erhalten hatte. Am Nil und am Sudan suchte er vergeblich, wanderte dann in Indien von Fluß zu Fluß. Endlich fand er in Nordindien eine Faser, die den Erwartungen zu entsprechen schien. Mit einem Vorrat der rohen Pflanze reiste er nach Bombay, nachdem er an Edison „Eureka" telegraphiert hatte. Aber die Faser, wenn auch gut, war doch noch nicht das Richtige. Die Suche nach der Faser begann von neuem. Neue Wanderungen waren notwendig. Japan, Formosa, die Philippinen, Hinterindien, Siam, Sumatra, Borneo, das Hinterland von Singapore wurden durchsucht. Nirgends wollte sich die Faser finden lassen. Ricalton begab sich nach Kapstadt, reiste an der Ostküste Afrikas entlang bis Mombasa. Weder der afrikanische, noch der asiatische Bambus schienen die geeigneten Stoffe zu enthalten. Er reiste nach Peru, marschierte über die Anden, trieb sich eine längere Zeit im Innern Brasiliens herum, einem Gebiet, das heute noch als das gefährlichste Expeditionsgebiet angesehen wird. Aus Para in Brasilien kabelte er zum zweiten Mal das vereinbarte Wort „Eureka". Diesmal hatte er das Richtige gefunden. Aus dem brasilianischen Bambus wurde die Faser geholt, die zum erstenmal mit Erfolg das elektrische Licht vermittelte. Erst später erfand Edison die Metallfadenlampe.

Über ein Jahr hatte die Suche nach der Pflanzenfaser, der Vorläuferin des Metallfadens gedauert. Ricalton aber hatte der Wandertrieb erfaßt. Die Schulstube war für ihn, der fast in allen Erdteilen gewesen war, zu klein geworden. Auf seinen Reisen und Wanderungen hatte er überall photographische Aufnahmen gemacht, und der Verkauf der Negative brachte ihm zu seinem Erstaunen soviel ein, daß er sofort wieder auf die Wanderschaft gehen zu müssen glaubte. Dreißig Jahre seines Lebens hat er auf diese Weise auf der Wanderschaft zugebracht. Stets sah er seinen Stolz darin, die größten Strecken zu Fuß zurückzulegen. Er hat die Erde fünfmal umreist, ist auf fünf verschiedenen Kriegsschauplätzen gewesen: auf dem chinesisch-japanischen, dem spanisch-amerikanischen, dem russisch-japanischen, dem britisch-burischen, und dem der ersten russischen Revolution. Immer begleitete ihn seine treue Kamera, mit der er die Kosten bestritt. Trotzdem war er ein reicher Mann.

In einem Ledersäckchen trug er um den Hals eine Reihe der schönsten Edelsteine, darunter einen ungeschliffenen Diamanten aus den Kimberley-Minen und ein historisches Stück Bernstein, das ihm ein mongolischer Fürst aus der Wüste Gobi verehrte. Er hat keinen einzigen der Steine während der ganzen Zeit seines Lebens veräußert, sondern freute sich nur an ihnen wie ein Kind. Sein größter Stolz aber war eine Sammlung von Schlamm aus den verschiedensten Strömen der Welt, den er sorgfältig auf Flaschen gezogen hatte und die in einem seiner Zimmer in Maplewood in Reih und Glied geordnet, mit säuberlichen Etiketten versehen, an seine Wanderungen erinnern sollen. Vom Yalcflusse, vom Yangtse, vom Mississippi, vom Colorado, vom Nil und vom Sutley, wo er die erste Faser fand, vom Rhein und von der Rhone, von der Donau, der Wolga, dem Orinoco, dem Amazonenstrom. Alle sind sie vertreten, sogar Sir und Amu, die Binnenflüsse Asiens, dann die großen Seen der Welt. Eine eigenartige Sammlung.

Als Ricalton 74 Jahre alt war, vor ungefähr 10 Jahren, packte ihn noch einmal der alte Wandertrieb. Ohne jegliche Begleitung machte er sich auf den Weg von Kapstadt nach Cairo, und es gelang ihm, die große Strecke zu bewältigen. Nicht nur das, sondern von Cairo aus sandte er noch eine Reihe neuer Fläschchen und vier Löwenfelle von Tieren, die er unterwegs geschossen hatte, nach Hause.

Die Leichentürme von Bali.

Östlich von Java liegt die kleine Insel Bali, die das Paradies Insulindes genannt wird. Doch die Insel dürfte eigentlich nur das Paradies der Leichenunternehmer heißen. Denn dieser gewichtigen Gilde geht es nirgends so gut wie auf Bali. Nicht etwa, daß die Balinesen ihren Unternehmern zu Liebe ihre paradiesische Insel rascher wieder mit dem Weg der wandernden Seelen vertauschen, sondern die Sitte schreibt derartig prächtige Leichenzeremonien vor, daß für den Bestattungsunternehmer stets eine erkleckliche Summe abfällt. Wenn ein Balinese das Zeitliche gesegnet hat, so wird sein Leib einbalsamiert, in feine Tücher gewickelt, in den Sarg gelegt und unter teuren Teppichen und Geweben auf einem Podium aufgebahrt. Am Tage der Bestattung rückt der Unternehmer mit seinen Leuten an. Diese keuchen unter der Last eines riesigen, je nach den Verhältnissen des Verstorbenen mehr oder weniger prunkvollen tragbaren Turmes. Der Sarg wird hineingesetzt, und die Prozession wankt zum Verbrennungsplatz. Dort wird der Sarg aus dem Leichenturm gehoben und in den Bauch eines hölzernen Stiers versenkt. Dann gießen die Leichenbestatter Öl über das Tierbild und verbrennen es mit Sarg und Leichnam. Den Schluß der gefühlvollen und kostspieligen Zeremonie bildet die Suche nach den nicht verbrannten Knochen des Toten, die mit dem Hammer zerschlagen werden, damit seine gehässige Seele sich nicht etwa in ihnen verbirgt und noch weiter auf Erden bleibt.



Bunte Chronik



* **Die japanische Krönungsfeier.** Die für den Herbst 1928 geplanten japanischen Krönungsfestlichkeiten werden an Pracht und Ausdehnung alle bisherigen weit übertreffen. Beschränkte sich der Kreis der Personen, die bei früheren Krönungen mit Geschenken und Auszeichnungen bedacht worden waren, auf den Hof und die höheren Beamten, so sollen diesmal der liberalen Einstellung des Landes entsprechend vornehmlich die breiten Massen an der Feier teilnehmen. So hat der Mikado den Wunsch ausgesprochen, daß hervorragende Beispiele von Gatten- und Kindesliebe, von Dienstbotentreue und Pflichterfüllung zu seiner Kenntnis gebracht und belohnt werden. Auch das Alter will der Kaiser ehren. Allen über achtzig Jahre alten Japanern soll in lackierter Holzschale ein Geschenk überreicht werden. Der Krönungsausschuß hat allein zu diesem Zweck insgesamt 400 000 Schalen in den Werkstätten von Wakamatsu bestellt. Ferner kommen nicht weniger als 250 000 Krönungsmedaillen an die Mitglieder der in jedem Dörfchen ernannten Krönungsvorbereitungs-Kommission zur Verteilung.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.